„ALSO LAUTET EIN BESCHLUSS …“

ÜBER DIE KUNST, DEN MENSCHEN PASSEND ZU MACHEN

Jürgen Oberschmidt

„Also lautet ein Beschluß, daß der Mensch was lernen muß“ (Busch 1865, S. 23). Wilhelm Buschs berühmtgewordene Zeile aus *Max und Moritz* klingt wie ein pädagogisches Bekenntnis. Und wäre die Geschichte des generationenübergreifenden Vandalismus nicht durch das ihm umgebende Narrativ eines schlecht bezahlten und nikotinabhängigen Respektpädagogen belegt und in Verruf gekommen, der in der damals üblichen Weise auch Organisten- und Küsterdienste übernehmen musste, dann könnte dieser Satz bis heute jeden Bildungsplan einleiten: Lernen gilt als Auftrag, Bildung als Pflicht, Erziehung als gesellschaftliche Notwendigkeit.

Stünde dieser Satz nun in der unfehlbaren Präambel eines solchen Exekutiv-Dekrets, dann müsste man sich über ihn wohl keine weiteren Gedanken machen. Allein weil es sich um einen Beschluss handelt, stünde er ohnehin unter bürokratischem Denkmalschutz – und der Mensch ‚müsse‘ halt. Das Wort ‚also‘ dulde hier ohnehin keinen Widerspruch, sei es doch das sprachliche Äquivalent zu einem ministerialen Schlag auf den Tisch. Als Denkbremse täusche dieser Satz dann eine messerscharfe Schlussfolgerung vor, die ohnehin alternativlos klinge.

Schließlich ist das Wort ‚muss‘ bis heute ein finales Todeswort für jegliche Freude am Lernen. Es verwandelt Bildung von einem Privileg in die staatlich verordnete Zwangsvollstreckung.

Doch wer den pädagogischen Bestseller von Wilhelm Busch etwas genauer betrachtet, entdeckt den Sarkasmus des hier vermittelten Bildungsgebots. Alles klingt nach Logik: Der Paarreim trägt eine Poesie in sich, als gelte es der Welt hier tiefgründige Gefühle mitzuteilen, und doch klingt hier ausschließlich abgründige Ironie an. Denn in *Max und Moritz* geht es nicht um die Befreiung des Menschen aus einer unverschuldeten Unmündigkeit, sondern allein um die Aufrechterhaltung und Wiederherstellung von Ordnung. Der Mensch soll lernen, aber vor allem soll er lernen, sich in ein bestehendes System einzufügen. Max und Moritz, „die, anstatt durch weise Lehren sich zum Guten zu bekehren, oftmals noch darüber lachten und sich heimlich lustig machten“ (ebd., S. I), stören dieses System. Ihre Streiche entstehen nicht aus kindlichem Übermut, sondern sie rebellieren gegen eine Welt, die Gehorsam für Tugend hält. Die Dorfgemeinschaft reagiert darauf empfindlich und mit einer eindeutigen Botschaft: Wer nicht passt, muss passend gemacht werden. Am Ende steht daher keine pädagogische Einsicht, sondern Vernichtung. Die beiden Protagonisten werden buchstäblich zermahlen: Blindlings werden sie in den Trichter der Weisheit geworfen, das Mahlwerk von Müller Mecke zerquetscht ihren Eigensinn, das Endprodukt ist backfertig für die weitere Verwertungskette. So liefert ein Kinderbuch das drastische Bild für eine Gesellschaft, die Abweichung nicht aushält.



public domain

Mehr als hundert Jahre später beschreibt Michel Foucault in *Überwachen und Strafen* (Foucault 1994) eine ähnliche Logik, allerdings nicht als eine in Reimen gefasste Bildergeschichte, sondern auf 297 Seiten einer anstrengend-philosophischen Analyse moderner Machtstrukturen. Während Wilhelm Buschs Best-Practice-Beispiel für Gewaltpädagogik im Klassenraum beginnt und in der Mühle endet, um die geschroteten Protagonisten als Tierfutter in den Nahrungskreislauf einzugliedern, kehrt Foucault diese Handlung um: Seine Abhandlung beginnt mit der minutiösen und brutalen Beschreibung einer öffentlichen Folter mit anschließender Hinrichtung und endet im Klassenzimmer: Der Erziehungsapparat übernimmt „immer mehr Kontroll- und Funktionsgewalten“ (ebd., S. 395): „In dieser zentralen und zentralisierten Humanität […] sind Körper und Kräfte durch vielfältige ‚Einkerkerungs‘-Anlagen unterworfen und für Diskurse objektiviert, die selber Elemente der Strategie sind“ (ebd., S. 397). Foucault zeigt, dass Herrschaft nicht mehr durch offene Gewalt ausgeübt werden müsse. Viel wirksamer sei eine Ordnung, die Menschen dazu bringe, sich selbst zu kontrollieren. So beschreibt er eine Gesellschaft, in der Macht nicht durch Strafe wirkt, sondern durch Normen: Im Kloster, bei der Arbeit, im Gefängnis, beim Militär und in der Schule gilt es, den gleichen Logiken zu folgen. Sein Musterbeispiel ist hier der Traum eines jeden Kontrollfreaks und die absolute architektonische Krönung der bildungspolitischen Paranoia: das Panoptikum. Erfunden wurde dieses Meisterwerk der Überwachung vom britischen Philosophen Jeremy Bentham. Umgesetzt hat er dabei seine Kernidee, ein Gefängnis so zu bauen, dass sich die Insassen aus Angst vor dem Unbekannten komplett selbst disziplinieren.

www.musikundbildung.de

- Beitrag als PDF

Willkommen im Panoptikum der Bildung

Nun ließe sich genauer ausführen, wie sich die geölten Maschinen des schulischen Panoptikums, wie Foucault sie einst beschreibt, kaum verändert haben. Der Wachturm ist vorn im Klassenraum, lange Flure, Glaselemente in den Türen sorgen für Sichtbarkeit, um sicherzustellen, dass in allen Klassenräumen produktives Schweigen herrscht. Menschen werden bewertet, eingeordnet und dazu gebracht, sich selbst zu bewerten, einzuordnen und an das System anzupassen. Unter dem Deckmantel der Freiheit „offener Lernlandschaften" haben moderne Schulgebäude das Panoptikum weiter perfektioniert. Denn ist die Disziplin erst einmal verinnerlicht, darf man sich den Lernort selbst aussuchen. Das gefährliche daran ist nicht allein die Kontrolle von außen, sondern die Gewöhnung daran, diese für einen Normalzustand anzusehen.

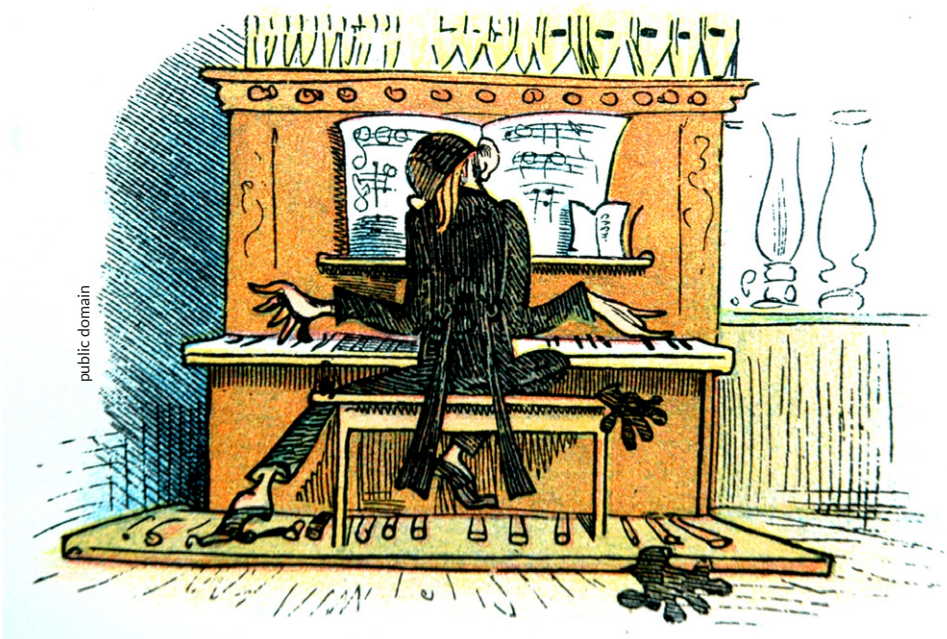
Foucaults Kritiker weisen zurecht auf die Begrenztheit dieser Argumentation hin, im Zuge der Digitalisierung bräuchte es längst eine Fortsetzungsgeschichte. Bereits im Jahr 1990 verfasst Gilles Deleuze ein „Postkriptum über die Kontrollgesellschaften." Und längst hat die umfassende Digitalisierung seinen damals noch futuristischen Blick eingeholt: „Die Kontrollgesellschaften sind dabei, die Disziplinargesellschaften abzulösen" (Deleuze 1993, S. 255). Inzwischen umschließt die digitale Überwachung den Alltag lückenlos und ohne klar erkennbare Grenzen, allerdings auch mit so manch einem positiven Nebeneffekt: In Zeiten wie diesen hätte die Witwe Bolte ihre Hühner per Appgesteuertem Smart-Home geschützt.

Während Foucaults Disziplinarmacht noch auf Körper und Geist abzielen, werden heute digitale Schatten und Verhaltensprofile erfasst. In der Schule sind es digitale Lernplattformen, die sekundengenau überwachen, wann eine Hausaufgabe hochgeladen wurde, wie lange sich eingeloggt und ob eine Datei überhaupt geöffnet wurde. Die früher unwiderlegbare Ausrede „Mein Hund hat die Hausaufgabe gefressen", scheitert längst an solchen digitalen Zeitstempeln.

Lehrer Lämpel hielt sich zwar für das stellvertretende Auge Gottes im Dorf, letztlich aber ist er an den Unzulänglichkeiten seines analogen Panoptikums hoffnungslos gescheitert: Das System erzeugte die Sabotage selbst, das digitale Klassenzimmer hat diesen Konstruktionsfehler inzwischen behoben, hier hinterlässt jede Aktion einen digitalen Fußabdruck. Max und Moritz könnten Lehrer Lämpel heute nicht mehr in die Luft jagen, sie würden allenfalls seinen Chat stummschalten, worauf das System sie automatisch exkommuniziert hätte.[1]

Vision: Von Max und Moritz zu Nietzsches Zarathustra

„Also lautet ein Beschluss …" Mit diesem Satz wäre auch ein anderes Lern-Szenario denkbar, die Geschichte von *Max und Moritz* könnte auch so beginnen: „Als Max und Moritz einst in der Morgenröte ihre Schule betraten, blickten sie nach oben und sahen diesen Satz in goldenen Buchstaben über dem Portal der Schule stehen: „Also lautet ein Beschluss, dass der Mensch was lernen muss." Nun beginnt die Geschichte mit einer eigentümlichen Bewegung des Denkens, dem kleinen prophetischen Wörtchen ‚also'. Es verspricht eine logische Folgerung, eine Haltung, eine Hoffnung und Perspektive, die in einen neuen Menschen umschlägt. Nietzsches *Zarathustra* spricht dieses ‚Also' mehrmals – und zwar auf gefühlt jeder Seite: „Also, sprach Zarathustra …" (Nietzsche 1999, S. 31, 34, 38, 41, 44 usw.). Hier läutet das ‚Also' kein bürokratisches Fazit ein, sondern eine radikale Offenbarung. Wenn Zarathustra das Wort ‚Also' spricht, folgt kein Paragraf, sondern er folgt einer Vision. Der ‚Beschluss' ist nicht länger ein Dekret des Kultusministeriums, sondern die wagemutig-bewusste Entscheidung eines Individuums, die eigene Unmündigkeit abzuschütteln. In diesem ‚Also' spiegelt sich der Wille zur Macht im aufgeklärten Sinne. Und schon wird aus dem vermeintlichen Zwang des Bildungsapparats eine Hymne auf die Selbstüberwindung des Menschen, der ‚Beschluss' wird zum Versprechen, zu einem Bildungsversprechen, dem größten Geschenk, dass sich die Menschheit selbst gemacht hat. Auch das ‚Muss' hat eine Metamorphose durchgemacht. Hatte es bei Wilhelm Busch noch Zwang und Drill bedeutet, hat die Gesellschaft nun erkannt, dass Lernen ein inneres Bedürfnis ist, dass der Geist genauso hungern kann wie der Magen – und dass jedes Kind und jeder Erwachsene das Recht hat, diesen Hunger und die eigene Bildungsneugier zu stillen. Das schönste und vielleicht wichtigste Wort in Buschs Satz ist aber das kleine, unscheinbare ‚Was'. Es scheint absichtlich so vage gewählt. Kein starrer Lehrplan schreibt mehr etwas vor; das ‚Was' wird zur puren Freiheit und bedeutet einfach: Finde heraus, was dich begeistert; Lerne, zu verstehen; Lerne, zu hinterfragen; Lerne, Mensch zu sein. Wie wohl hätten sich Max und Moritz verhalten, dürften sie diese Schule betreten?



Einstens, als es Sonntag wieder und Herr Lämpel brav und bieder in der Kirche mit Gefühle saß vor seinem Orgelspiele

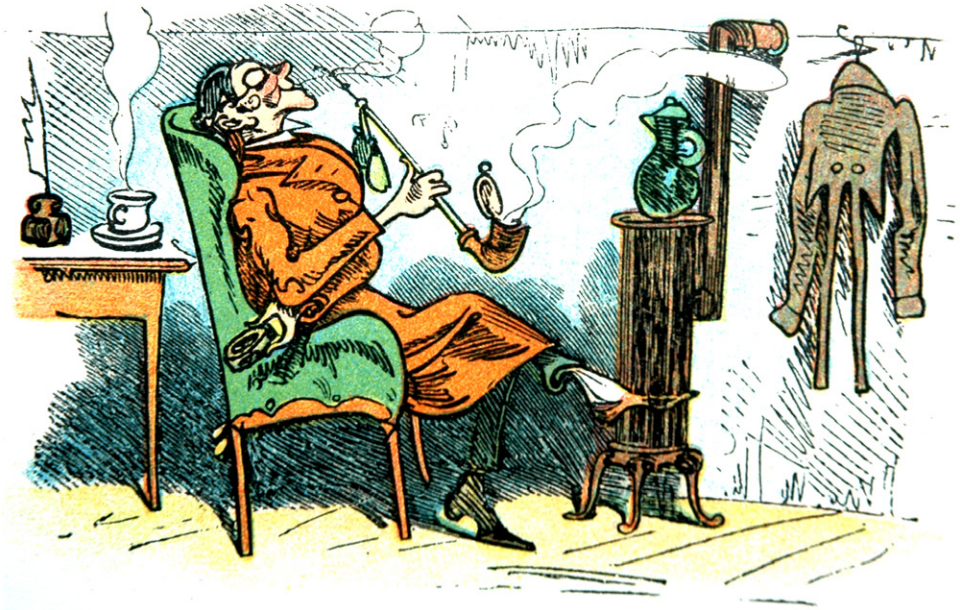


public domain

Aber Moritz aus der Tasche zieht die Flintenpulverflasche, und geschwinde, stopf, stopf, stopf! Pulver in den Pfeifenkopf

„Also lautet ein Beschluss“: eine Vision für den Musikunterricht?

In der Kunst kann Fortschritt nicht aus Gehorsam entstehen, sondern nur dann, wenn bestehende Regeln, Erwartungen und Konventionen infrage gestellt werden. Max und Moritz sorgen für Irritation, bringen neue Perspektiven hervor, testen ihre Grenzen. Historisch gesehen blickt Wilhelm Busch hier auf seine eigene Kindheit zurück, auf eine spießbürgerliche Dorfgemeinschaft, in der die Witwe Bolte ihr Lebensglück über fette Hühner mit Sauerkraut definiert und Lehrer Lämpel sich in seiner selbstgerechten Frömmigkeit suhlt. Max und Moritz verkörpern die Haltung des Widerspruchs, aus purer Notwehr handeln sie gegen „den letzten Menschen“ (Nietzsche 1999, S. 19), verweigern sich der hier beschriebenen Herdenmentalität. Auch Nietzsches Zarathustra betont, dass man etwas zerstören muss, um neues zu schaffen. Heutige Jugendliche haben den Kampf gegen das analoge oder mittlerweile digitale Panoptikum nicht verloren, sie haben ihn gar nicht erst angetreten. Die moderne Mühle braucht auch keinen Müller Mecke mehr. Sie heißt Leistungsdruck und Zukunftsangst, offenbart sich im Vergleichsdruck der sozialen Medien.



public domain

Und voll Dankbarkeit sodann, zündet er sein Pfeifchen an

Welchen Platz kann der Musikunterricht in diesem System einnehmen? Bleibt die Musik der einzige legale Fluchtweg aus dem Panoptikum – und gleichzeitig die ultimative Waffe gegen „den letzten Menschen“ – oder wird das Dionysische der Musik durch unterrichtliches Sezieren in ein apollinisches Korsett gezwängt? Bleibt der Pranger des Vorsingens die Höchststrafe des schulischen Panoptikums, indem die intimste Ausdrucksform des Menschen hier vor dem Wachturm einer gesamten Klasse instrumentalisiert wird, um Konformität zu erzeugen? Oder sollte es vielmehr darum gehen, dass der Musikunterricht eine besondere Rolle einnimmt und ein Potenzial entwickelt, das Lehrer Lämpel damals unterdrückt hat?

Nietzsches Zarathustra spricht „von den drei Verwandlungen“, den Weg des menschlichen Geistes zu wahrer geistiger Freiheit. Demnach wandelt sich der Geist vom lasttragenden Kamel zum rebellischen Löwen und schließlich zum schöpferischen Kind: „Drei Verwandlungen nenne ich euch des Geistes: wie der Geist zum Kameele wird, und zum Löwen das Kameel, und zum Kinde zuletzt der Löwe“ (ebd. S. 29). Anstatt die höchste Stufe des Geistes zu kultivieren, tut

die Schule das genaue Gegenteil: Unter dem Diktat der Verwertbarkeit zwingt sie den Menschen rückwärts in die Stufe des Kamels hinein.

Wenn Musik in der Schule ihre einzigartige, tiefgreifende Kraft entfalten darf, kann der Unterricht zum wirksamsten Gegenmittel zu Foucaults Disziplinaranstalt werden. Im gemeinsamen Musizieren bricht die Isolation auf, wenn die Wachtürme verschwinden. Jugendliche erfahren Selbstwirksamkeit, wenn sie lernen, ihren Weltschmerz, ihre Begeisterung in einen Songtext zu gießen und dem Tatendrang ein produktives Ventil zu geben. Solch ein Musikunterricht bricht auch mit der Tradition, dreißig Kinder im Gleichschritt dasselbe Lied singen zu lassen.

Kinder sind intrinsisch motiviert, wie „ein aus sich rollendes Rad" (ebd. S. 31) tragen sie ihren Antrieb in sich selbst. Ein selbstbestimmter Musikunterricht kann beweisen, dass Jugendliche keine Kamele sind, die man mit Pflichten beladen muss, damit sie etwas leisten. Wenn man ihnen Raum und Vertrauen schenkt, nutzen sie die Musik instinktiv als das, was sie im Kern ist: Ein zutiefst menschliches Ausdrucks- und Kommunikationsmittel.

Max und Moritz: Anschläge gegen Elfenbeintürme

Max und Moritz haben sich in der Musik schon immer dort eingefunden, wo die starren Regeln der Tradition gebrochen werden, um den dionysischen Geist des Aufbegehrens den nötigen Raum zu schaffen. *Max* Bruch war sicher kein Regelbrecher, aber schon *Max* Reger reizte die Musik bis an ihre harmonischen Grenzen aus. Und ein Komponist wie *Moritz* Eggert ist der lebendige Beweis dafür, dass das Prinzip von Max und Moritz im modernen Kulturbetrieb nicht nur überlebt, sondern dank seiner humorvollen Ideen die akademische Elite auch mit Frack und Fliege erfolgreich sabotiert werden kann. Als perfekter Patron für einen selbstbestimmten Musikunterricht plädiert Eggert unermüdlich dafür, Musik nicht nur als totes, zu sezierendes Kulturgut zu betrachten. Darum schreibt er in seinem Block *Bad Blog of Musick* seit Jahren unermüdlich gegen das elitäre Gehabe der Lehrer-Lämpel-Mentalität im Klassikbereich an.

Der eleganteste und genialste Moritz der Musikgeschichte war aber wohl *M*[oritz] Ravel. Dem ‚Moritz' des französischen Impressionismus gelang es nämlich, das panoptische Regelwerk des Pariser Konservatoriums zu sprengen. Die akademische Festung wurde damals noch von „letzten Menschen" geleitet, die penibel darauf achteten, dass weiterhin „Kamele" die Tradition trugen. Fünfmal bewarb sich Ravel um den renommierten *Prix de Rome*. Doch während der *Deutsche Schulpreis* beständig Schulen belohnt, die mit dem System gebrochen haben, sorgte sich die ultrakonservative Jury des *Prix de Rome* noch um die fetten Hühner der Tradition, während ‚Moritz' Ravel bereits mit seiner Säge an den Regeln des Kontrapunkts hantierte. Und während die Jurymitglieder sich genüsslich ihre Meerschaumpfeifchen anzünden wollten, explodierte die Presse: Der darauffolgende Skandal (die „Ravel-Affäre") war das Schießpulver in Lämpels Pfeife und der Direktor, Théodore Dubois, musste mit rußgeschwärztem Gesicht zurücktreten. Ravels Faszination für die Kindheit bildet einen emotionalen und ästhetischen Kern seines gesamten Schaffens. Im Zentrum zeigt dies seine Kinderoper *L'Enfant et les sortilèges*, in der tanzende Teekannen und singende Katzen das akademische System parodieren und Ravel den Weg des Kindes zu seiner moralischen Autonomie komponiert (hierzu: Schillmöller 1999 und S. 18 in diesem Heft). In seiner Pariser Wohnung sammelte er mechanisches Spielzeug und Miniaturen; seine obsessive Beschäftigung mit der Kindheit war eine bewusste Verweigerung der Erwachsenenwelt mit ihren starren Konventionen. So flüchtete er sich in die Unschuld des Kindes, um seine künstlerische Freiheit vor „den letzten Menschen" zu bewahren.

Wenn Musikunterricht sich in der hier angedeuteten Weise traut, dionysisch, frei und von den Lernenden aus gedacht zu werden, leistet er mehr als die Vermittlung von Kulturtechniken. Er blockiert die Zahnräder der Verwertungstechniken und hinterlässt keine perfekt geschroteten, uniformierten Rädchen für das System. Manchmal braucht es dazu halt auch eine Max-und-Moritz-Mentalität und etwas Sand im Getriebe, um autonome Menschen in die Welt zu entlassen, die es gelernt haben, sich mit ihrer eigenen, unverwechselbaren Stimme gegen die Standardisierung der Welt zu behaupten. Musik unterdrückt nicht, sie befreit. Darum braucht Musikunterricht einen schöpferischen Befreiungsschlag, der die Finsternis der Fremdbestimmung durchbricht wie das strahlende C-Dur in Richard Strauss' monumentaler Zarathustra-Fanfare des berühmtesten in Musik gefassten Sonnenaufgangs.

ANMERKUNG

1 Ausführliche Hinweise, wie das System durch einen VPN-Tunnel ausgetrickst werden könnte, sind von der Zensur gestrichen worden.

LITERATUR

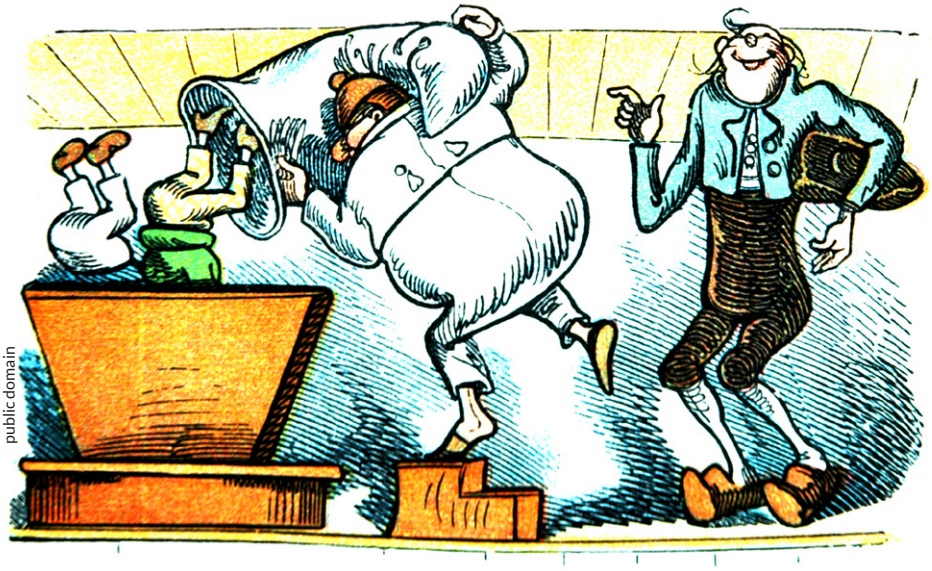
Busch, Wilhelm (1865): *Max und Moritz. Eine Bubengeschichte in sieben Streichen.* München: Braun und Schneider.

Deleuze, Gilles (1993): *Unterhandlungen 1972–1990.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Foucault, Michel (1994): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Nietzsche, Friedrich (1999): Also sprach Zarathustra. In: *Gesammelte Werke*, Bd. 4, hg. von Giorgio Colli u. Mazzino Montinari. München: dtv.

Schillmöller, Mathias (1999): *Maurice Ravels Schlüsselwerk L'Enfant et les Sortilèges. Eine ästhetisch analytische Studie.* Frankfurt a. M.: Peter Lang.



public domain

„Her damit!" – Und in den Trichter schüttelt er die Bösewichter